

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

46 (10.6.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 10. Juni 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 46.

So Gott will!

(Schluß.)

„Hast Du es gehört, Mutter? Ich habe in der ganzen Sonate keinen Fehler gemacht! Jetzt kann der Vater kommen!“ sagte der vierjährige Carl, indem er vom Clavier zur Mutter sprang, welche ängstlich am Fenster beim Spizenköpfelein saß und oft durch die abgethaunten Fenster in den Sturm hinaus sah.

„Hast du jetzt gespielt?“ sagte die Mutter zerstreut.

„Mutter, du hast gewiß wieder nicht zugehört. Ich will es noch einmal spielen; aber du mußt zuhören, Mutter!“ bedingte sich Carl und spielte mit kindischem Stolz eine leichte Mozartsche Sonate. „Suche! wieder ohne Fehler!“ frohlockte der Knabe. „Hast du es nun gehört, Mutter?“

Die Mutter zog den lieben Knaben an sich, streifte die blonden Locken aus der Stirne und küßte sie wiederholt.

„Dein Vater wird Freude haben, wenn du ihm das Stück spielst,“ sagte sie und betrachtete den Kleinen noch einmal mit der stillen Wonne, daß der Vater mit ihrer Erziehung zufrieden seyn werde.

„Aber er bringt mir Etwas mit, Mutter! Nicht wahr?“

„Freilich.“

„Was denn, Mutter? Steht es nicht in dem Brief? Wenn er gedruckt wäre, da wollt' ich es schon selbst lesen. Eine kleine Geige und einen kleinen Schlitten möcht' ich haben. Siehst du, wenn ich einen Schlitten hätte, so könnte ich heute dem Vater auf die Anhöhe entgegenfahren, und wenn er müde ist, so könnte er sich aufsetzen und ich hätte ihn herabgezogen.“

Lächelnd wollte die Mutter den Sohn auf den Schooß nehmen, um die bangen Stunden der Erwartung mit seinem lieben Geschwäze abzukürzen, da knarrte die Hausthüre. „Der Vater!“ rief sie aufspringend und eilte entgegen. Die Nachbarin, Mariens Taufpathe, trat ein. „Ist er denn noch nicht gekommen?“ fragte sie, von Marie auf einen Sessel am Ofen geleitet. „Es läßt mir gar keine Ruhe zu Hause. Ich mußte trotz des Wetters doch wieder her zu dir gehen.“

„Es ist schon gleich vier Uhr, in einer halben Stunde ist's Nacht und noch kommt er nicht, Frau Pathe!“ entgegnete ängstlich Marie. „Hat er denn in seinem Briefe den heutigen Tag gemeint?“

Marie nahm den Brief vom Tische und las: „Den heiligen Abend feiern ich gewiß mit Euch. — Er schreibt es ganz bestimmt.“

„Die Worte haben mich immer geärgert, „bin ich ganz gewiß bei Euch!“ Welcher Mensch darf so reden? Ich war Sebalde von Kind auf gut; aber das Absprechende, das Selbstständige, als wenn's ihm gar nicht fehlen könnte, hat mich stets an ihm verdrossen. „Morgen geh' ich dorthin! — Uebermorgen thu' ich das! so hat er immer gesagt, ohne nur einmal hinzuzusetzen: „Will's Gott!“ oder: „Wenn wir noch leben!“ oder: „Wenn Gott Gesundheit gibt!“ Das sind kräftige Sprüchlein, die geben den Segen zum Unternehmen.“

„Er hat es gewiß dabei gedacht,“ entschuldigte Marie.

„Ei, was gedacht. Wer das Gute nicht sagt, denkt auch selten daran. Ich habe heute Nachts auch so schwer geträumt!“

Carl kam jetzt herbei. „Muhme! kommt heute das Christkind auch zu dir?“

„Freilich,“ sagte die gute Alte wieder ganz freundlich, „ich will dich mitnehmen. Das Christkind hat dir etwas mitgebracht.“

„Da geh' ich mit!“ sagte Carl.

„Wißt du nicht bei mir bleiben und sehen, was der Vater mitbringt?“ fragte die Mutter.

„Hörst du! Mutter! da mußt du mich gleich holen.“

Lange Zeit war das Gespräch zwischen dem Vater und dem Kinde getheilt. Freudenthränen vertrockneten neben Thränen des Kummers auf den Wangen der Mutter. Endlich zündete Marie Licht an und ihre Pathe ging mit dem kleinen Carl, um ihn mit den Gaben des Christkindes zu beschenken. Marie war allein. Sie wollte die wenigen Spielsachen auf den Tisch anordnen und den Christbaum aufrichten für den kleinen Liebling, aber die Angst wurde schwerer, die Thränen flossen immer stärker. Sie fiel nieder auf ihre Knie und betete. Die Angst störte mit ihren Schreckbildern ihre Andacht. Sie konnte nimmer bleiben. Sie mußte ihrem Gatten entgegen. Sollte sie noch Jemand mitnehmen? Man hätte sie abhalten können von ihrem Vorsatz und sie beschloß allein zu gehen. Schnell hatte sie sich in ein Kopftuch gehüllt, die kleine Lampe in eine Laterne gestellt und das Haus verlassen. Der Sturm schien etwas gestillt. Sie konnte hoffen, daß ihr Licht weiter in die Ferne dringe. Sie suchte den Weg, welchen er kommen mußte. Alles verweht. Keine Spur. Nun erkannte sie erst die Gefahr, in welcher ihr Gatte war, wenn er sich auf dem Wege befand. An sich dachte sie nicht und eilte nur fort. Aber ihre Kleidung machte fast das Weiterkommen unmöglich. Was sollte sie thun? Sie stand in tiefem Schnee, die Laterne hoch gehoben, daß sie dem Berirrten Leuchtstern werden könnte. Da hörte sie ganz nahe die bekannten Töne der Flöte. Mit einem Schrei des Schreckens wandte sie sich der Gegend zu, doch ihr Auge konnte nichts entdecken. Aber Flügel hatte ihr die Freude gegeben und bald stand sie vor dem halbeingeschnittenen Gatten. Mit mattem, lächelndem Blicke sah er sie an. Er hielt sie für ein Traumgebild des Todeschlummers; denn sein Schwanenlied war geendet. Doch bald erwarmte er in den Armen der geliebten Gattin und die starke Seele war wieder des Körpers Meister. Der Sturm hatte sich gelegt. Sie wollten der Stadt zuschreiten, die mit hellen Fenstern herausleuchtete; denn die Christbäume brannten in allen Stuben, nur ihr Haus stand finster und verlassen. — Da naheten sich ihnen Männer mit Laternen und Fackeln. Sebalde erkannte unter ihnen den Wirth, welcher mit mehreren Gefährten dem wagenen Wanderer, nachdem sie vergebens auf sein Umkehren gewartet hatten, nachgegangen waren, ihn zu suchen.

Sie hatten weiter oben den Bündel und den Mantel gefunden und mitgebracht und kehrten nun mit dem Dank der Gattin und dem Bewußtseyn der guten That in ihr Dorf zurück. Sebalde aber ging an der Seite seiner Marie die kleine Strecke bis zu ihrem Hause. Er konnte nicht begreifen, wie er den Wald umgangen habe, bis ihm Marie sagte, daß er schon seit zwei Jahren ausgerottet sei. Wie sie ans Haus kamen, brachte die Pathe Carl, welcher die Arme und Hände voll Spielzeug, schüchtern zu dem so lange abwesenden Vater trat. Doch die Mitbringe machten ihn bald zutraulich. Die Pathe

erkannte unter ihnen den Wirth, welcher mit mehreren Gefährten dem wagenen Wanderer, nachdem sie vergebens auf sein Umkehren gewartet hatten, nachgegangen waren, ihn zu suchen. Sie hatten weiter oben den Bündel und den Mantel gefunden und mitgebracht und kehrten nun mit dem Dank der Gattin und dem Bewußtseyn der guten That in ihr Dorf zurück. Sebalde aber ging an der Seite seiner Marie die kleine Strecke bis zu ihrem Hause. Er konnte nicht begreifen, wie er den Wald umgangen habe, bis ihm Marie sagte, daß er schon seit zwei Jahren ausgerottet sei. Wie sie ans Haus kamen, brachte die Pathe Carl, welcher die Arme und Hände voll Spielzeug, schüchtern zu dem so lange abwesenden Vater trat. Doch die Mitbringe machten ihn bald zutraulich. Die Pathe

aber ordnete kunstverständig kalte Fuß- und Handbäder an, um den Frost für Sebald unschädlich zu machen, und sagte endlich bei Weggehen mit drohendem Finger: Herr Sebald, wenn Sie wieder schreiben: „Ich komme gewiß,“ so setzen Sie das fromme Sprüchlein hinzu: „So Gott will!“ Gute Nacht!“

Die Rache des Malaien.

Ich besuchte einst, erzählt ein englischer Offizier, auf der Reise nach Madras einen Freund, T. . . ., der in der Nähe der Stadt wohnte. T. war nicht zu Hause, seine Frau aber bat so dringend, die Rückkunft ihres Mannes abzuwarten, daß ich einige Tage zu bleiben beschloß.

Am nächsten Tage bemerkte ich eine ungewöhnliche Unruhe im Hause, und auf mein Befragen erfuhr ich, daß Mistreß T. ein kostbares Smaragd-Halsband vermisste, welches sie vor einigen Tagen sorgfältig in ihr Schmuckkästchen gelegt habe. Alle Diener des Hauses waren bereits vergebens durchsucht worden, als die Frau vom Hause sich plötzlich erinnerte, daß sie am vorigen Tage einem Malaien-Knaben den Auftrag gegeben habe, ihr aus dem Schmuckkästchen einen gewissen Ring zu holen. Man hatte Geld bei dem Knaben gesehen, und obwohl der Vater desselben, der ebenfalls in dem Hause diente, versicherte, ihm das Geld gegeben zu haben, so achtete man doch nicht darauf: der Knabe sollte gebunden und gepeitscht werden, bis er den Diebstahl eingestehete.

Der unglückliche Vater küßte die Füße der Mistreß T. und beschwor sie, diese Grausamkeit nicht geschehen zu lassen; umsonst: der Knabe wurde gepeitscht, bis das Blut an seinem Rücken herabströmte. Der Vater war dabei zugegen, sprach jedoch kein Wort. Auch der Knabe gab keinen Laut von sich, fiel aber nach drei Duzend Hieben ohnmächtig nieder.

So wurde er drei Tage hintereinander gepeitscht, aber er gestand Nichts. Bald darauf kam T. von der Reise zurück und es ergab sich, daß er das vermisste Halsband mit zur Stadt genommen hatte, um eine nöthige Ausbesserung daran vornehmen zu lassen. Seine Frau erzählte ihm unter Thränen der Reue, was geschehen war, und T. beeilte sich, den Malaien nebst dem Knaben rufen zu lassen, um ihnen zu erklären, daß ihre Unschuld erwiesen sei. Außerdem schenkte er dem Knaben einen schönen europäischen Anzug, den derselbe mit Freuden annahm. Der Vater aber zerriß das Geschenk, indem er äußerte, nichts könne die Schmach abwaschen, die ihm angethan worden sei. T. wurde darüber so entrüstet, daß er den Malaien würde haben züchtigen lassen, wenn seine Frau sich nicht dringend für denselben verwendet hätte.

Eine Woche später erhielt T. einen Brief aus Madras, der ihm meldete, daß seine Schwester dort angekommen sei, die ihn bat, sie abzuholen. Ich beschloß, ihn zu begleiten. Bei unserer Rückkehr wunderten wir uns nicht wenig, etwa vier englische Meilen von T's Hause alle seine Diener zu finden, die auf ihn warteten. Sie versicherten, von ihrer Gebieterin den Befehl erhalten zu haben, ihm entgegen zu gehen. T., dem dieß nicht glaubhaft erschien, fragte, ob seine Frau selbst diesen Befehl ertheilt habe, worauf er denn erfuhr, daß derselbe von dem Malaien, der allein zurückgeblieben, überbracht worden sei.

Mein Freund schien nichts Gutes zu ahnen. Wir reisten schnell weiter. Jedes Fenster, jede Thür des Hauses fanden wir bei unserer Ankunft verschlossen. Weder die Frau noch die Kinder eilten uns entgegen. T. sprang wie wahnsinnig aus dem Palankin und versuchte vergebens die Thür des Hauses zu öffnen; erst mit meinem Beistande gelang es ihm. — Und was sahen wir? — Vor uns lag der alte Malai mit durchschnittenem Halse; in der einen Hand hielt er das Rasirmesser, mit dem er sich umgebracht hatte, in der andern die Peitsche, mit welcher sein Sohn gezüchtigt worden war.

Wie soll ich das Uebrige beschreiben? — Wir fanden die Gattin und die drei Kinder meines Freundes todt, offenbar im Schlafe von dem rachedürstenden Malaien erwürgt.

Der unglückliche Knabe, der unschuldiger Weise diese gräßliche That veranlaßt hatte, entfloh, um nie wiederzukehren. — T. kehrte nach wenigen Wochen, in denen der Gram sein kohlschwarzes Haar grau gefärbt, nach Europa zurück. F. W.

Der eigene Heerd.

Der eig'ne Heerd — o süßer Laut!

O ew'ge Quelle reinsten Freuden!

Gesegnet ist, wer Dich erbaut,

Gesegnet selbst in bittr'n Leiden!

Was leiht dem Armen starken Muth,

Die schwersten Lasten zu ertragen,

Und oftmal's gar mit seinem Blut

Sein Stückchen Brod' sich zu erjagen?

Der eig'ne Heerd, er schwebt ihm vor,

Wo Weib und Kinder ihm erblühen,

Ermattet rafft er sich empor,

Und freudig trägt er alle Mühen.

Was leiht dem Jüngling Riesenkraft,

Das fernste Ziel selbst zu erjagen,

Ueber den Strom der Leidenschaft

Sich reinen Sinn's emporzuschwingen?

Die Liebe ist's, der eig'ne Heerd,

Stark möcht' er ihn und gut erbauen,

Damit die Jungfrau lieb und werth

Ihr Lebensglück ihm kann vertrauen.

Was schwellt die Adern, stählt die Kraft,

Wenn's Vaterland in schweren Ketten,

Und Kriegesheere riesenhaft,

Vor dem Verderben nicht mehr retten?

„Der eig'ne Heerd, er ist bedroht!“

So halt' es mächtig durch die Gauen.

Da stürzt ein Jeder in den Tod,

Und Sieg dringt durch der Knechtschaft Grauen.

Was ist des Patrioten Lohn,

Wird ihm für sein begeistert Streben

Auf's Haupt gedrückt die Dornenkron',

Wenn Haß und Spott ihn rings umgeben?

Dann bleibt ihm noch der eig'ne Heerd,

Wo Lieb' und Achtung ihn umranken.

Ob alles auch die Zeit zerstört,

Des Weibes Treu bleibt ohne Banken!

Im Weltgedränge muß der Mann

Sich oft vor inn'rer Hohlheit biegen,

Dem Zwang der Nothdurst unterthan,

Sich in verhaßte Ketten schmiegen.

Am eig'nen Heerde ist er frei;

Nichts gilt ihm glanzumhüllte Blöße:

Ein Patriarch, stark, weise, treu,

So waltet er in stiller Größe.

Wer nie gebaut den eig'nen Heerd,

Nie seine Freuden lernte kennen,

Der ist fürwahr beklagenswerth,

Ob goldbedeckt, doch arm zu nennen.

Doch soll er uns willkommen seyn,

Setz er den Stab auf uns're Schwelle:

Vielleicht wird unsers Heerdes Schein

Ihm eines schönern Daseyns Quelle.

Der eig'ne Heerd — o süßer Laut!

O ew'ge Quelle reinsten Freuden!

Gesegnet ist, wer dich erbaut,

Gesegnet selbst in bittr'n Leiden!

A. W.

J u n i.

So ist sie nun vorüber
Die schöne Maienzeit,
Verrauscht mit sanftem Wehen,
Hinaus zur Ewigkeit.
Maiblumen sind verblühet,
Doch Rosen brechen auf,

Und höher steigt die Sonne
Am Himmel dort hinauf.
Der Juni ist gekommen,
Der uns den Sommer bringt
Und in erhob'ner Rechten
Sein Rosenbanner schwingt.

O, sei auch Du willkommen,
Du Rosenkönig Du!
Ich eil' mit offenen Armen
Dir, holdem Jüngling, zu!

F. E.

Die trügerischen Genüsse oder die Feinde
unfers Lebens.

(Fortsetzung.)

5. Der Spieler.

„Trumpf heraus! Alle Reue! Va Banque!“ kreischt
des Spielers heisere Stimme, und dumpf wiederhallt sie im
wüsten Gelage. Dort sitzt er im unheimlichen Gemache, beim
düstern Lampenschimmer. Zitternd mischt er die Karten, gessen-
starrartig erhebt er sich vom Tische, ängstlich greift er nach dem
Becher, krampfhaft schüttelt er ihn, als klebe d'rin des Himmels
Zauberkrast, hebt ihn hoch empor mit schwankem Arme, und —
gefallen sind die Würfel, geworfen ist sein Loos! Jetzt, o jetzt
nur blicke ihm starr in's matte Auge: wie es rollt in seiner
Höhlung! Wie seine Nerven zucken! Wie sich seine Haare
sträuben! Wie sein Mund beb't — er hat verloren.
Grauen erregend wird sein Anzitz, donkernd schlägt er die Faust
auf den Tisch — umsonst! — Er geht? Er eilt, um den
Rest seiner Habe zu retten? Er verkriecht sich, um seine Schande
zu verdecken. Nein, o nein — er rührt sich nicht, er bleibt,
als hielte ihn der Hölle Pech, kleben, er bleibt und spielt. —
Doch — jetzt geht er in schwankem Schritte; er tritt hinaus
in die finst're Nacht, die Gefährtin seines Lasters. Dort
ist seine Wohnung; dort, dort seufzt seine Gattin und sendet
ihr Gebet zum Himmel empor; dort wimmern seine Kinder, —
der Unschuld Schrei dringt durch die Lüfte. Ach! sie sind ja
so arm, so elend, so namenlos elend! Der Verworfene!
Er tobt, er rast, er schweigt in crasser Verzweiflung; er be-
schwört sein Glück vom Himmel herab — Fluch! wird ihm
zur Antwort.

Das ist der Spieler von Profession, — das ist des
Spielers Hochgenuß.

6. Der Tanzboden.

Hopp, hopp ging's über Stock und Stein,
Das Bißlein, ach! es brach das Bein:
Aus war's nun mit dem Springen!

Körperliche Bewegung ist der Gesundheit Freun-
din; sie befördert die Ausdünstung, stärkt die Nerven und gibt
heiteren Muth und frohen Sinn. Aber eine Bedingung schreibt
sie uns vor: Mäßigkeit, und eben sie ist es, deren Ruf
unsere Jugend hohlhächelnd den Rücken kehrt. Es ist nicht
mehr Sitte, die weisen Regeln der Tanzkunst im Auge zu be-
halten — nein! man hat aufgehört zu tanzen: man rennt,
man rast im wildesten Strudel der Freude, in toller Leichtfer-
tigkeit. Da ist kein Takt und keine Pause; kein Punkt und
kein Fragezeichen; Eins scheint das Andere überjagen zu wollen,
als gälte es in altem Ernste ein englisches Pferderennen. „Nur
zu, ihr Lustspringer! immer zu; bald werdet ihr stille steh'n, zu
bald nur werdet ihr am Ziele seyn!“

Und — soll ich nun noch an einer andern Thüre an-
klopfen? Wie denn? Soll ich der Scham, der Züchtigkeit und
Ehrbarkeit auf den Zahn fühlen? Das ganze Nervensystem
geräth in Gährung, das Blut rollt tobend durch die Adern,
der arme Körper zittert und beb't vor künstlich beigebrachter
Wollust. Wie leicht, wie schnell wird da die Rose geknickt, die
eben noch im Schmuck der Schönheit prangte und in himm-
lischer Unschuld!

Wie ich das mäßige und gesittete Tanzen für
eine der gesundesten Bewegungen halte, so dünkt mir das mo-
dische Rennen eine Parforcejagd zu seyn, auf der der

moralische und physische Mensch zu Tode geheizt wird.
Und leider gewinnt dieser letztere Akt in unserm Jahrhundert,
das ohnedies dem Bunterlei von Sinneslust so bereitwillig die
Pforte öffnet, täglich mehr und mehr Credit. Da ist kein Sonn-
und kein Feiertag, kein Kirchweihfest und kein Fasching, wo
nicht der Tanzboden berufen wäre, die Honneurs des Tages
zu machen; da wird gegessen und getrunken, was Magen und
Gurgel fassen; auf die Gesundheit wird los bombardirt, als
wäre sie eine alte Citadelle, bis endlich die langmüthige Natur
Schloß und Riegel vorschiebt, um dem Unfug ein Ende zu
machen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel über die Dummheit.

(Humoristische Bagatelle.)

Es giebt, verehrte Leser, in unserer klugen Zeit keinen gr-
ßeren Vorzug, als den, dumm zu seyn. Dummheit ist das
schönste Talent. Die Dummheit streut uns Rosen auf den Pfad
und leitet uns froh und ungefährdet den mühsamen Pilgerweg
durch's Leben. Die Dummheit hebt man in den Himmel und
schreibt ihren Namen mit goldenen Lettern in's Buch der Ge-
schichte. Darum werden auch Sie dumm, meine verehrten Leser,
besieigen auch Sie sich der Bornirtheit, legen Sie Ihre
geistreichen Züge ab, verbergen Sie Ihre offene Stirn und
ziehen Sie eine Schafshaut über Ihren ehrwürdigen Schädel,
verbannen Sie Ihr schlaues Lächeln um den Mund und reißen
Sie thorsfügelartig die Lippen von einander, dann wird man
sagen: Seht den weisen Mann, der die Gelehrtheit nicht mit
Löffeln, nein mit Schaufeln gegessen hat. Tragen Sie Hörner
vor der Stirn, so wird man Sie für die der Ironie und Sa-
tire halten.

Das, meine verehrten Leser, sind die unermesslichen Attribute
der Dummheit, aber die einzig sicheren Mittel zur Erlangung
unermesslichen Ruhmes. Schnallen Sie sich noch ein Paar
Eselohren an den Kopf, dann werden Sie vergöttert und auf
den Händen getragen werden. Ich habe irgendwo einen Men-
schen gesehen, der alle Zeichen der höchsten Dummheit an sich
trug; dem gab man anfangs ein Doctordiplom, drauf ward er
Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

Wollen Sie, meine verehrten Leser, in einer Gesellschaft
kurore machen, wollen Sie die Krone derselben seyn, so müssen
Sie auf dem Fortepiano mit Virtuosität die Tonleiter zu spielen
im Stande seyn; Sie müssen mit den Damen über die Koch-
kunst und mit den Herren über die Witterung zu debattiren
verstehen; dann, glauben Sie mir, meine verehrten Leser, dann
wird man bewundernd die Hände über dem Kopfe zusamen-
schlagen ob Ihres Geistreichthums, man wird Ihnen zu Füßen
fallen in Bewunderung Ihres colossalen Wises, man wird Sie
mit Lorbeerkrönen schmücken und Ihnen Eichenlaub auf den
Magen legen. Bewunderer werden wie Pferde Ihren Triumph-
wagen ziehen, zu Ihren Füßen werden Complimente herumkrie-
chen, Lobhudeleien werden Ihre Rocktaschen füllen und Ihr
Name wird in der neuen Auflage des ConversationsLexikons
prangen. — Sind Sie in ästhetischen Thees, so werden Sie das
Ruder der Unterhaltung führen, wenn Sie von indianischen
Vogelneestern und gebratenen Froschkeulen sprechen und ein paar
nichtsagende Worte über die Würde der Literatur, über Hegel'sche
Philosophie fallen lassen und dabei wichtig mit den Augen blin-
zeln. Lassen Sie sich ja nicht das Wort nehmen, sonst geht es
Ihnen wie Bileams Esel, der eben darum, weil er einen Andern
zu Wort kommen ließ, ein untergeordneter Esel blieb.

Es ist aber, meine verehrten Leser, für kluge Leute nichts schwerer, als recht bestialisch dumm zu seyn, nur der, welcher die Gabe der Dummheit im vollen Maße mit auf die Welt gebracht, wird dereinst die wahre Glorie genießen, für den aber, welchen der liebe Gott mit diesem Vorzuge nicht begabt hat, ist sie ein großes Feld des Studiums, und wohl Jedem, der es in der Weisheit, dumm zu seyn, weit gebracht oder zu bringen im Stande ist; denn wer dumm ist, kommt am besten durch die Welt, denn Nichts vermag sich der Dummheit entgegen zu stellen, was wohl auch unser Schiller eingesehen haben muß, da er das schöne Verständniß ablegt: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Die Dummheit, meine verehrten Leser, ist ein Harnisch, an dem die Pfeile der größten Klugheit machtlos abprallen, eine Meduse, durch deren Anblick jeder Nichtdumme in die Luft gesprengt oder in den Grund gehohlet wird. Sie ist es, welche am besten den Weg zum Glück zu finden weiß, auf dem der Kluge stolpernd die Nase bricht, sie ist es, für die man die Feder zu Hymnen spitzt. Kurz, Dummheit ist, bei Lichte betrachtet, die höchste Weisheit; drum, wenn von uns Eselföhren gegeben sind, der berge sie nicht im Hut, der zeige sie der Welt, damit sie von ihr bewundert werden.

Ein Sonntagsjäger.

Vorsicht beim Donnerwetter.



„Ach, Teufel, Teufel, Teufel. Jetzt hängt ichs Gewehr von mir weg, weil's Eisen den Blitz anzieht, derweil zieh's 'a Rehbock her. Wann nur's Donnerwetter dreischlagen thät!“

Miscellen.

- × Der ist ein braver Mann, Der, was er kann, gethan.
- × Einer hält es mit Diesem, der Andere hält es mit Jenem; Wer vor Allen sich bückt, ist auch von Allen ein Feind.
- × Was ist ein Kirchthurm? — Ein umgekehrter Trichter, das Gebet in den Himmel zu leiten.
- × Das Gewerbeblatt enthält einen von New-York datirten mit W. Hauff unterzeichneten Brief mit der Ueberschrift: „Warum ist der Handwerkerstand in Deutschland in Noth und wie ist dieser Noth abzuhefen?“ — welcher den Deutschen den Rath erteilt, es zu machen, wie die Amerikaner, — sich zu associiren: „Wenn,“ heißt es in demselben, „sich eine Gesellschaft von Handwerkern hier zusammen thun will, so halten sie eine Zusammenkunft, wählen ihre Beamten (Präsident,

Sekretär, Kassier &c.) und bestimmen die Summe, welche ein Loos (Aktie) der Gesellschaft werth seyn soll, z. B. 10, 20 oder 50 Doll., je nach der zum Betrieb des Geschäfts für nöthig erachteten Summe und der Anzahl der Mitglieder. Ist der Grundstock bei einander und auf irgend einer Bank deponirt, so wird zum Miethen des Lokals und zum Einkauf des Rohmaterials geschritten. Jeder weiß, daß er dabei nicht übervortheilt werden kann, denn die Bank hat für das deponirte Geld ein Bankbuch ausgestellt, welches jederzeit von jedem Mitglied eingesehen werden kann und diesem so den Stand des Kapitals angibt. Das Lokal wird natürlich in einem gangbaren Theile der Stadt ausgesucht und das Rohmaterial mit größtmöglicher Umsicht eingekauft. Jedes Mitglied kann nun zur Anfertigung der nöthigen Arbeit schreiten, wobei zuvor für jedes Stück der Arbeitspreis bestimmt wird. Natürlich darf blos meisterhafte Arbeit im Laden aufgenommen werden. Die Erfahrung lehrt, daß in den meisten Fällen das kaufslustige Publikum lieber schon fertige Waaren in gehöriger Auswahl vor sich hat, als die Sachen erst bestellt und wartet. Richtig betrieben, sichert der Verein dem einzelnen Mitglied beständige Arbeit, und baare Bezahlung der abgelieferten guten Arbeit zu, wie auch natürlich Alles nur gegen baare Bezahlung oder gehörige Sicherheit abgegeben wird.

Haritätenkästlein.

© Eine Frau Oberst und eine Frau Hauptmann, so recht hölzernen, steifen Gesellschaftspuppen, trafen einander bei einer Kaffeewiste. „Ach Liebe“, begann die Erste zur Andern, „denken Sie nur, ich habe diese Nacht von Ihnen geträumt.“ — „Mein Gott,“ erwiderte die Frau Hauptmann mit einem tiefen Rufe, „welche Ehre! Es wäre eigentlich meine Schuldigkeit gewesen, von Ihnen zu träumen.“

© Saphir erzählt im „Humoristen“ folgende Anekdote, für deren Wahrheit er einsteht: In Fünfkirchen war i. J. 1841 eine Operngesellschaft! Ein Sänger darunter schrieb so, daß sich einige ruheliiebende Menschen zu der Ortsbehörde begaben, um gegen diese Störung der Ruhe und der Stadt Klage zu führen. Der Richter ließ den schreienden Sänger kommen und es ergab sich folgendes Verhör und Urtheil: „Was ist das für ein Ton, bei dem Sie so schreien?“ „Der Ton heißt A, das hohe A.“ „A? hohes A? Hören Sie, wenn Sie sich unterstehen, nochmal „hohes A!“ zu singen, kriegens fünfundzwanzig —!“

© Scherzfrage. Welche Zeit wird von Vielen am meisten bereut?

„Die Zeit, die man nicht hat.“

Pogogryph.

Mit a kann ich fliegen,
Mit e muß ich schmiegen
An Latten mich an.
Mit u könnt Ihr lesen,
Was ich einst gewesen
In Juda für'n Mann.
Mit o mich beschauen
Gar freudig die Frauen,
Zieh'n gerne mich an. H.

Auflösung des arithmetischen Räthfels in No. 44:
Man nimmt die Jahre des Sohnes doppelt, subtrahirt diese Zahl von den Jahren des Vaters; diese Anzahl der Jahre, was das Product ergibt, wird ein jeder älter, sodann ist der Sohn die Hälfte so alt als der Vater, und zwar der Vater 62, der Sohn 31 Jahre.

Auflösung des Pogogryphs in No. 45:
K o r a l l e. K r a l l e.